

Liebe Gemeinde,  
liebe Brüder und Schwestern,

meine Name ist Dorothee Wüst. Ich bin Kirchenpräsidentin der Evangelischen Kirche der Pfalz und war in den Herbstferien in Berlin. Unter anderem im Jüdischen Museum. Sonderausstellung des israelischen Autors Etgar Keret. Die ich eigentlich links liegen lassen wollte. Jetzt sitze ich da. Und lese seine Geschichten. Oder besser gesagt die seiner Mutter. Lebensgeschichten einer Überlebenden aus Warschau. Es sind gute Geschichten. Manche sind zum Schmunzeln, manchmal schüttele ich fassungslos den Kopf, oft bin ich gerührt, einmal muss ich weinen. Bei der Geschichte vom ersten Engel. In der sie erzählt, wie sie überlebt hat.

Als die Nazisoldaten das Wohnhaus stürmen und alle Juden nach draußen treiben, flüchtet sie mit ihrer Tochter und dem kleinen Sohn aufs Dach. „Spring aufs nächste Dach und renne“, flüstert sie der Tochter ins Ohr. „Schau nicht zurück und such deinen Vater. Und dann leb dein Leben, bis es zu Ende ist. Dann geh zum ersten Engel und sag ihm, dass du mich treffen willst. Er wird Bescheid wissen.“ Das Kind springt und rennt. Aber es blickt zurück. Und sieht, wie die Nazi-Schergen ihre Mutter und ihren kleinen Bruder ermorden.

Stunden später verlasse ich das Jüdische Museum, trete ins Sonnenlicht eines goldenen Oktobertages. Habe noch die Geschichte im Sinn. Von einem Kind, das springt und rennt, um sein Leben zu retten. Das bis an sein Lebensende die Bilder von Mutter und Bruder sieht. Und sich in der letzten Stunde des Lebens daran festhält, dass es einen Engel treffen wird, der Bescheid weiß. Dass es ein Wiedersehen geben wird, weil es einen Gott gibt, der größer ist als alles Grauen und Unrecht, als alle Schrecken und Grausamkeiten. Neben mir scherzt ein älteres Ehepaar, gegenüber fährt der Bus ab, Touristen genießen ihren Milchkaffee. Normalität und Sicherheit. Natürlich. Selbstverständlich. Und doch so zerbrechlich.

So wie damals auch. In Berlin und Warschau, in Speyer und Kaiserslautern, in Ludwigshafen und Zweibrücken und Pirmasens. Wo Menschen jüdischen Glaubens so selbstverständlich dazu gehörten. Sie waren Politiker und Beamte, Schauspieler und Schriftsteller, Industrielle und Ladenbesitzer. Sie prägten mit ihren Fähigkeiten und Talenten das politische, kulturelle, gesellschaftliche Leben dieses Landes. Waren Kollegen und Nachbarinnen, Kriegskameraden und Schulfreunde. Waren hochgeachtet und wertgeschätzt. Und plötzlich waren sie Feinde, Untermenschen, Ungeziefer. Das man ausrotten muss. Und ein ganzes Volk schaut zu.

Mein ganzes Volk schaut zu. Jubelt, als die Synagogen brennen. Wirft Steine in Läden und beschmiert Schaufenster. Wedelt mit Fähnchen bei den SS-Aufmärschen. Glaubt an die Macht-Mär von der arischen Rasse. Mein ganzes Volk schaut weg. Wenn die Lastwagen in der Morgendämmerung kommen. Wenn es in der Nachbarwohnung poltert und splittert und schreit. Wenn Menschenzüge zum Bahnhof getrieben werden. Mein ganzes Volk schaut viel zu lange weg. Auch nach dem Krieg. Bei den Bildern aus den Konzentrationslagern mit den lebenden Leichen in gestreifter Häftlingskleidung mit leeren Hungeraugen. Bei den Augenzeugenberichten von Massenerschießungen und Massengräbern. Bei den Gerichtsverhandlungen, in denen nur wenige Verantwortung tragen und viele sich keiner Schuld bewusst sind. Viel zu lange keiner Schuld bewusst sind.

Es ist so eine Sache mit der Schuld. Das Morden hatte doch seine Ordnung, argumentieren viele nach dem Krieg, als sie zu ihrer Rolle während des Dritten Reiches befragt werden. Es war doch Recht und Gesetz. Und es gab unzählige Gesetze und Verordnungen zwischen 1933 und 1945, in denen der jüdischen Bevölkerung Stück für Stück ihr Leben verboten wurde. Auch das ist im Jüdischen Museum in Berlin zu sehen. Wie durch einen Wald des Unrechts läuft man durch all die Bürokratie, die die Ausrottung eines Volkes in Paragraphen gießt und jede, aber auch jede noch so abscheuliche Diskriminierung und Gräueltat legalisiert. Und damit fühlen sich all die Rädchen im Getriebe auf der sicheren Seite. Nicht verantwortlich. Nicht schuldig. Schuld sind die anderen. Immer die anderen. Erst mit der Zeit setzt sich Bewusstsein durch. Zu spät. Eindeutig zu spät stellt sich ein Volk langsam seiner Vergangenheit, begreift, wer die wahren Opfer jener Jahre waren. Und dass die Zeit diese Schuld nicht einfach tilgt, wegwischt, auslöscht. Dazu wurden zu viel zu viele Leben ausgelöscht.

Heute ist der 9. November. An dem vor 84 Jahren die Synagogen brannten. Daran denken wir heute. Und all die Leben, die in jenen Jahren ausgelöscht wurden. Die Familie von Etgar Keret und all die, die in Ghettos, Viehwaggons, Baracken, Steinbrüchen, Behinderteneinrichtungen, Arbeitslagern, Gaskammern und auf Todesmärschen ihr Leben verloren. Wir denken an die jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger in unseren pfälzischen Dörfern und Städten. Und wir tun es im Bewusstsein von Schuld. „Wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.“ So lautet der Kernsatz des so genannten „Stuttgarter Schuldbekennnisses“, mit dem die Evangelischen in Deutschland im Oktober 1945 einen ersten Schritt in Richtung von Schuldbewusstsein und Aufarbeitung eigenen Versagens unternahmen.

Und diese Worte sind bis heute nicht nur Bekenntnis, sondern Anfrage. An uns, die wir an Vergangenen nichts ändern, aber doch wenigstens aus Vergangenen für Gegenwärtiges und Zukünftiges lernen können, lernen müssen. Bekennen wir uns mutig genug zu den Menschen, denen heute ihre Rechte genommen werden, die ohne unsere Stimme in Gefängnissen und Folterkammern ausgeliefert sind oder auf offener Straße angepöbelt werden? Beten wir treu genug um den Geist Gottes, der dort weht, wo Menschen in Frieden und Gerechtigkeit, in Gemeinschaft und Solidarität zusammenleben? Glauben wir fröhlich genug an die Macht eines Gott, der aller Menschen Leben will und sich nicht vor denen duckt, die Macht auf ihrer Seite wännen und sie mit Gewalt durchsetzen? Lieben wir brennend genug die, die wegen ihrer Herkunft, Religion, Kultur, Sprache, geschlechtlichen Zugehörigkeit diskriminiert, geschmäht, verletzt, getötet werden? Weltweit. Aber auch in unserem Land. Wo man es eigentlich besser wissen müsste. Wo wir es besser wissen müssten.

Seit 2015 verzeichnet das Statistische Bundesamt Jahr für Jahr eine steigende Anzahl von antisemitischen Übergriffen, die polizeilich verfolgt wurden. Mit 3027 Delikten wurde im vergangenen Jahr ein trauriger Höchststand erreicht. Und dabei reden wir nur über das Hellfeld, über das, was aktenkundig ist, was Menschen zur Anzeige bringen. Wie viele den Gang zur Polizei scheuen, es für sich behalten und still darunter leiden, wenn sie angefeindet werden, können wir nur ahnen. Den mit Abstand größten Anteil an den 3027 Delikten hat der Vorfalltyp „Verletzendes Verhalten“. Verbale Entgleisungen und Attacken, viele davon in den sozialen Medien, aber auch mitten im Alltag, mitten auf der Straße.

Jeder einzelne Übergriff trauriges Zeichen dafür, dass tief sitzt, was längst anders sein müsste. Dass noch immer da ist, was viele für Geschichte halten und damit nicht mehr der Rede wert finden. Dass Mitmenschlichkeit eben nicht von Himmel fällt oder verordnet werden kann, sondern etwas mit Bildung zu tun hat. Mit Herzensbildung. Nicht nur einmal im Jahr, sondern als Alltagsaufgabe, die gar nicht früh genug ansetzen und nachhaltig genug betrieben werden kann. Vielleicht kann man Liebe nicht lernen, aber auf alle Fälle Achtung und Respekt. Man kann begreifen, dass Menschenrechte allen gleichermaßen zustehen, dass Leben ein grundsätzlicher Wert ist, dass Freiheit auch etwas damit zu tun hat, sich frei und sicher bewegen zu können. Und dass das für alle gilt, die innerhalb einer Gesellschaft leben.

Solange jüdische Schulen in unserem Land mit Stacheldraht geschützt werden müssen und Polizeipräsenz vor Synagogen notwendig ist, sind wir davon viel zu weit entfernt. Und das ist schwer erträglich. Deswegen dürfen wir nicht vergessen, auch wenn viele das gerne täten. Deswegen müssen wir hinterfragen, was damals geschah, damit es nie wieder passiert. Deshalb müssen wir daran arbeiten, dass keine Ideologie oder Doktrin je wieder unseren Verstand so vernebeln und unser Herz so verhärtet kann, dass wir im Gesicht des Gegenübers nicht unseren Nächsten sehen. Wir müssen wach und wachsam bleiben. Auch uns selbst gegenüber. Verantwortung für ein gelingendes gesellschaftliches Miteinander lässt sich nicht delegieren. Sie liegt bei uns. Bei jedem einzelnen, jeder einzelnen.

Über diesen Tag hinaus. Über jeden Gedenktag hinaus. Im Alltag. Wo es gilt, das, was uns etwas gilt, einzutragen in die Geschehnisse der Welt. Wir sind nicht ohnmächtig, wir haben eine Stimme. Die nicht beleidigt und verletzt, sondern Zivilcourage zeigt und um Frieden wirbt. Mutig, treu, fröhlich und brennend. Deswegen gedenken wir heute still all der Opfer mangelnder Zivilcourage in den Jahren 1933 bis 1945. Und dann gehen wir hinaus in die Welt und erheben deutlich unsere Stimme gegen Rassismus und Diskriminierung, für eine tolerante und diverse und bunte und friedliche und liebevolle Welt. Das walte Gott. Sein Friede, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.